

Nr. 282 Bromberg, den 8. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

3. Fortsetzung.) ——

Auf dem Neumarkt staute sich eine schwarze, lärmende Menschenmasse. Die Polizeibeamten standen ohne Waffen umher, während in den Nachbarstraßen viele Läden geplündert wurden. Junge Burschen schleppten Weinflaschen, Konservendosen, Konfektionsanzüge, Blumensträuße und Möbelstücke von dannen. Was man nicht tragen konnte, das wurde zerhackt oder zerrissen. Auf allen Plätzen pflückte man den Offizieren die Kokarden und Achselstücke vom Leibe, bis ältere Revolutionäre erschienen, die eine bedruckte Armbinde trugen: Ordner!

Schon waren sie unbeliebt, denn sie stürzten sich auf die Plündernden und trieben sie auseinander. Besen seid's gewesen! Vergeblich: ein johlender Haufe zog durch die Richmodstraße: Weiber, Spitzbuben und Deserteure, die man aus dem Klingelpütz-Gefängnis befreit hatte. Die zerzausten Weiber erregten mein Mitleid, aber die armen Menschentiere wurden von den Ordnern wieder eingesperrt, während man die Deserteure laufen ließ. Aus ihrer Gruppe sonderte sich ein einzelner ab, der von seinen Freunden auf eine Litfaßsäule am Neumarkt gehoben wurde, wo die knurrende Masse auf einen Redner wartete.

Da stand denn der Feldgraue auf seiner Tribüne, sah blaß und verbissen aus und rieb sich den Schweiß vom Kopf, bevor er schrie: „Volksgenossen — — —!"

Die Stimme kannte ich. Ich kam näher, quetschte mich durchs riechende Volk, starrte nach der Litfaßsäule: War's nicht unser Stefan Laurenz —?

Der Soldat redete weiter: „— — Deutschland hat soeben um Frieden gebeten, Unterhändler sind schon ernannt, die über den Waffenstillstand verhandeln sollen!"

Manche schrien Hurra, den meisten blieb dieser Ersatzjubel in der Kehle stecken.

„Volksgenossen, der Kaiser hat abgedankt und ist nach Holland geflohen!" —

Da schwiegen alle. Ich fror im Rücken, fühlte nach meinen Narben und hatte Sorge, sie könnten aus den Nähten platzen.

„Volksgenossen, ich habe viele Schlachten mitgemacht!" —

Nun zweifelte ich nicht mehr: Das war Stefan Laurenz, der vor jeder Offensive plötzlich krank zu werden pflegte, und der sich zuletzt noch im Schlamm von Flandern ins eigene Bein geschossen hatte. Sehr pfiffig hatte er sich dabei angestellt: er band ein frisches Kommißbrot auf die Wade und drückte ab. Er blutete damals wie ein Ochse, und die Kameraden, die ihn in einer Zeltbahn zum Verbandplatz trugen, hielten den Mund, weil Stefan Laurenz sonst schwer bestraft worden wäre.

Da rief ich laut: „Stefan Laurenz, kennst du mich noch?"

Was ich rief, wurde vom lärmenden Gewoge wie ein Wispern eingeschluckt. Einige Feldgraue wunderten sich, daß ich noch meine Kokarde an der Mütze trug. Ich selber staunte, daß der Deserteur Stefan Laurenz, der Prophet auf der Litfaßsäule, ebenfalls beide Kokarden an der Mütze hatte, obwohl er doch . . .

Da redete er wieder: „— — Volksgenossen, eine neue Zeit wird kommen, eine freiere und bessere! Wir verbrüdern uns mit unsern Feinden, die immer den Frieden wollten. Nur die preußischen Militaristen sind schuld, daß wir die ganze Welt gegen uns hatten!"

Eine alte Frau wurde ohnmächtig und fiel vor meinen Füßen zusammen. Ich bückte mich und wollte der Greisin helfen, dabei merkte ich nicht, wie der Redner ans Stocken und endlich gar ans Schweigen kam.

Zwei Männer von der freiwilligen Sanitätskolonne trugen die Ohnmächtige aus dem staubigen Gewühl, und als ich wieder zu Stefan Laurenz hinaufsehen wollte, fing dieser meinen Blick mit starren Augen auf.

Ich rief zum zweiten Mal: „Stefan Laurenz, kennst du mich noch?"

„Manes Himmerod, du — — ?"

Mehr konnte der Aufrührer nicht sprechen; ich sah, wie er gelb wurde und in den Kniekehlen zitterte. Wieder wischte er mit dem Ärmel über die nasse Stirn, und da ich ihn hartnäckig beobachtete, schmolz ihm der letzte Mut aus den Knochen: Stefan Laurenz rutschte schwerfällig von der Litfaßsäule, seine Freunde halfen ihm, er beachtete sie nicht und taumelte mir mit scheuem Blick entgegen. Ich lachte ihn an und nannte ihn kurz und bündig einen Lügner.

Diese Ohrfeige steckte er ein, seine Freunde aber umzingelten mich, ich hörte noch Frauen kreischen und Kinder heulen, dann schlug mir eine Faust die Mütze vom Kopf, und ein betrunkener Zivilist riß mich rücklings zu Boden. Ich weiß heute nicht mehr, wem ich damals den Daumen von der Handfläche biß; auch habe ich nie erfahren, wem ich in meiner Wehrlosigkeit den Brustkorb zertrat und die Augen tief in die Stirn quetschte. Ich erinnere mich nur, daß ich taub und blind war vor Wut, ich sah rennende Menschen, hörte tausend Flüche, wußte aber nicht, ob sie mir galten oder einem andern. Die Schläge, die auf meinen Schädel trommelten, die Spaten, Knüppel und Gummischläuche, die mich zerstampften, konnte ich nur halb erkennen, denn mein Gesicht war verklebt vom Blut, mein Verstand war verwüstet von der Wucht der Tritte und Stöße, die meinen Körper pausenlos trafen. Einmal nur sah ich Stefan Laurenz im Handgemenge, wie er mich schützen wollte vor dem Blutrausch seiner Verbündeten. Dann krachte neben meinen Ohren ein Revolverschuß, ein ächzender Mensch stolperte über meine Beine.

Der Neumarkt war im Nu leer gefegt, der Revolverschütze spurlos verschwunden, nur der Tote und ich, wir beide lagen da im Dreck. Ich zog die Knie an, sie waren heil geblieben. Ich bewegte den Kopf und die Arme, das peinigte, als sei ich gelähmt, aber auch dieser Schmerz ließ sich verbeißen, als Frontsoldat war man andere Qualen gewöhnt. Ich blickte mich um und sah wieder ein Dutzend Ordner des Arbeiter- und Soldatenrats, die der Polizei bei der Säuberung des Neumarkts halfen. Aus dem Präsidium

kamen Beamte mit Bahren, bevor sie aber bei mir waren, hatte ich mich schon aufgerichtet: Der Tote zu meinen Füßen, dem das Blut aus dem Hinterkopf sickerte, war ein Husarenrittmeister gewesen, dessen Faust immer noch einen blanken Säbel umkrampfte. Gewiß, er hatte mir helfen wollen, das bestätigten auch die Beamten, die ihn auf ihre Bahre luden. Kamerad Rittmeister.

Die Polizisten trugen die Leiche ins Präsidium, ich folgte wankend; meine Hüften bluteten, meine Stirn klaffte, mein Mantel hing in Lappen, meine Mütze hatte man zu Pulver zertreten. Da ich nicht gehen konnte, wurde ich von den Beamten gestützt. So endete die Volksversammlung auf dem Neumarkt, von dem man mir vor zwei Stunden gesagt hatte, daß hier etwas Großes im Gange sei.

Im Präsidium wurde ich gewaschen und verbunden, auch gab man mir eine neue Mütze und einen geflickten Mantel. Und als ich mich auf einer Pritsche ausruhte, ging die Tür auf: Stefan Laurenz stand da! Seine Augen durchsuchten unsicher die dunkle Stube, und als ich kurz aufstöhnte, stürzte der Schwindler an mein Lager, fiel in die Knie und legte den Kopf auf meine zerquetschten Rippen. Er sprach nichts, er schluchzte nur, und ich merkte, daß dieses Schluchzen kein unehrliches war. Da ich mich gegen diese Zärtlichkeit wehrte, umklammerte Stefan nur noch wilder meine geschundenen Beine. Ich nannte ihn einen Feigling und Deserteur, er antwortete heulend:

„Manes, ich hatte Angst um mein Leben, verstehst du das nicht?"

Ich erwiderte ihm: „Stefan, das Leben war uns jungen Kerlen allemal lieber als der Tod, du aber hast dir immer zu helfen gewußt. Wo dicke Luft kam, wurdest du krank, und als man dir das Kranksein nicht mehr glaubte, hast du gekniffen. Wer aber draußen kniff, der lud seine eigene Last auf die Schultern der andern ab, denen das Leben so lieb war wie dir, die aber aushielten, um den geringsten Kameraden nicht zu verraten!"

Da trocknete er seine Tränen und richtete sich auf: „Manes, geh mit uns, es kommt eine neue Zeit!"

Ich winkte ab: „Stefan, wehe dieser neuen Zeit, wenn sie Leute wie dich segnen kann. Ich darf das Neue nur billigen, wenn es besser ist als das Alte. Du aber wirst immer wieder krank werden, wenn man ein Opfer von dir fordert. Geh deinen Weg, ich gehe auch den meinigen!"

Er wollte mir die Hand reichen, ich wehrte unversöhnt ab. Da ging er und drehte sich in der Tür noch einmal um: „Du, Himmerod, wir sehen uns noch wieder. Ich muß auf die Barrikaden!"

Ich schrie ihm nach: „Nicht krank werden, Stefan Laurenz — —!"

Da ich allein in der Polizeistube lag und durch den Blutverlust meiner Wunden wohl müde war, dämmerte ich zwischen Wachen und Träumen dahin, mein jagendes Herz gönnte mir keinen Schlaf. Ich dachte noch lange über Stefan Laurenz und seinen düstern Ehrgeiz nach: Dieser Kunde würde bald einen führenden Posten beziehen; was aber Verantwortung und Gemeinschaftsgefühl anging, so würde er sich sein großes Amt im neuen Reich nicht weniger bequem machen als sein kleines Amt im alten Vaterland. Solche Naturen blieben sich treu.

Als es Abend geworden war, kam ein Polizeioffizier und sagte: „Sie können jetzt gehen, die Straßen sind noch ruhig!"

Ich raffte mich zusammen und biß auf die Zähne. Da ich hinkte, gab man mir einen Stock.

Auf der Straße war es taghell, obwohl die Nacht schon näher kam; denn überall brannten grelle Lampen, nicht eine Laterne hatte man dunkel gelassen, der Ordnungsdienst fürchtete Plünderungen und Straßenkämpfe.

Als ich mit verbundenem Schädel und steifen Knochen zum Domplatz humpelte, hielt mich ein Trupp singenden Jungvolks für einen Kriegsverwundeten. Also riefen sie mir mit frechem Gelächter zu: „Der Dank des Vaterlandes ist dir gewiß!"

Und ein älterer Aufrührer riet mir spöttisch: „Sieh zu, daß du genug Rente kriegst!"

Dank des Vaterlandes! Rente! Die hatten nur ans Geld gedacht! Wie harmlos waren die Weiber von heute morgen.

Noch ein Gedanke quälte mich: Warum war mir nicht in den Sinn gekommen, den toten Husarenrittmeister zu rächen? Ach, man war so stumpf und gleichgültig gegen Leichen geworden. —

8.

Komm, heiliger Geist ...

Ich hatte Verlangen nach den Gräbern meiner Eltern bekommen, also ging ich hin, zwei Kerzen in der Tasche, für jeden eine. Wie sahen die Hügel aus! Mutters Stein war voll Moos, man konnte nur zwei Worte lesen: Mutter Himmerod. — Das genügte, mehr brauchten die andern nicht zu wissen. Ich hatte diese Frau nie gekannt und trauerte doch wie ein frierendes Kind. Blumen oder dergleichen fehlten gänzlich, nur vom Nachbargrab war der Efeu herübergewuchert. Jedes dieser Blätter erfüllte mich mit zärtlichen Gedanken. Ich bohrte ein Loch in den Sand und steckte eine Kerze hinein.

Vaters Grab sah etwas freundlicher aus, da wuchs wenigstens eine Tanne hinter dem verwaschenen Holzkreuz.

„Vater, da bin ich wieder. Sei froh, daß deine Augen das alles nicht mehr sehen. Damals sagtest du beim Ausrücken: Junge, bleib' brav! — Lieber Vater, wie magst du dir den Krieg von Flandern vorgestellt haben?"

Ich steckte die andere Kerze in den Grund, und als ich in das flackernde Flämmchen blickte, kamen mir ein paar Tränen, dennoch wurde mir plötzlich das Herz leichter. Ich nahm Abschied und fühlte mich freier bei dem Gedanken, als sei jetzt mein Schicksal ganz und gar in meine Hände gelegt.

Die elektrischen Bahnen rollten mit Sonderzügen durch die Straßen, ich konnte nicht zählen, wieviel Verwundete wieder geborgen wurden. In Frankreich und Belgien schienen die Lazarette hastig geräumt zu werden.

Auf dem Alten Markt stand schon wieder ein Volksredner: „Wer plündert, wird schwer bestraft. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

Welche Enttäuschung für manchen. Aber die braven Bürger schliefen jetzt sorgloser; denn wer Ruhe predigte, der war im Recht, dem gaben sie ihre Stimme.

Ich ging zum Bahnhof, um die letzten Telegramme zu sehen: Völlige Entwaffnung, Räumung über die natürliche Rheingrenze hinaus, Auslieferung der Heerführer, Clemenceau fordert 300 Milliarden Kriegskontribution ...!

Hätte dort 600 Milliarden gestanden, es wäre mir ebenso gleichgültig gewesen. Tollwütige soll man zunächst kollern lassen, und was die Republik anging, so würde auch sie mit Wasser kochen müssen.

Ja, es war in der Welt etwas geschehen, was Änderung und Reinigung verlangte. Über die Massengräber aller Nationen war eine Schuld gekommen, die Tilgung forderte. Segen über den, der das Tier, das er jahrelang in sich spüren mußte, jetzt an die Kette legen wollte. Es waren in unsern Feinden aber neue und furchtbarere Tiere wach geworden, die diese Ketten mühelos zerbissen: Wir hatten einen Sieg verschenkt, doch empfingen wir das Laster der Knechtschaft, nicht die Demut des Friedens. Oder hatten wir den Frieden verramscht? Dann empfingen wir das, was wir verdienten!

Die Nachrichten der Zeitungen und Depeschenbretter würgten manchem Aufwiegler die Kehle zu, den vielleicht eine Sehnsucht ins Lager der Jubelnden dieses Novembers verschlagen hatte.

Zu spät.

Ich sah Soldaten, die nach den Waffen fühlten, die sie fortgeworfen hatten. Ich sah hungrige Proletarier, die ihre roten Nelken heimlich in die Tasche steckten und irre wurden an der Welt. Diese Erkennenden hatten sich zwar schuldig gemacht, vielleicht aber gingen sie jetzt reiner ins neue Reich als die Kohorten der Pfiffigen, die nichts Schlaueres zu sagen wußten, als daß man mit den Wölfen heulen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Bär.

Eine Björnson-Skizze von Hans Gäfgen.

Der klare, eherne Nordwinter lag glitzernd und funkelnd über dem Pfarrhaus zu Kvikne in Oesterdalen. Es war die Zeit vor Weihnachten. Der Pfarrherr Peder Björnson saß am Bett, in dem Frau Elise ihrer schweren Stunde entgegenharrte.

Draußen hüllte der Schnee die Welt tief ein, und immer noch fielen die Flocken dicht und schwer. Bis zum ersten Stock des Pfarrhauses reichte die weiße Mauer schon, und Sigurd, der Knecht, hatte für den Pfarrer, der dann und wann, tief in Pelze gehüllt, über Land fahren mußte, einen Gang durch den hart gefrorenen Schnee gegraben. Eine rechte Adventsstimmung wollte in dem pfarrherrlichen Hause dieses Jahr nicht aufkommen, denn Frau Elise litt schwer. und wenn Peder den Arzt fragte, wie es um sein Weib stehe, dann mahnte der nur zur Geduld und wiegte bedenklich das Haupt.

Dann aber, als der 8. Dezember des Jahres 1832 im Kalender stand, beschrie das Kind die Wände des Hauses, wie die altdeutschen Dichter zu sagen pflegten, und der riesenhafte Vater wiegte wie eine Flaumfeder den Sohn auf dem Arm.

Bleich lag Frau Elise in den Kissen. Schwach ging ihr Atem durch die Stille. Als in der Ferne ein paar Wölfe aufheulten, zuckte die Kranke zusammen.

Der Vater stand am Fenster. Er sann darüber nach, wie er heißen solle, der Sohn. Am liebsten hätte er ihn nach dem Großvater ganz einfach Björn, den Bären, genannt, aber Frau Elise war es nicht recht, den Sohn nach dem Schrecken der Bauern genannt zu wissen, dem gewaltigen Räuber, der immer wieder in die Herden einbrach und im Rausch des Blutes die besten Tiere niederriß. Vor dem inneren Auge des Vaters schritten die Helden der alten, hier oben noch lebendigen Sagen schwer und gewaltig vorüber, und ihre Namen klangen in seinem Herzen wie die Volkslieder, die schlicht und schön aus Bauernmund aufsteigen.

Der Schnee hatte aufgehört niederzusinken. Der Mond trat aus dem Gewölk. Plötzlich, da er sich hinter einer riesenhaften Wolke verbarg, stand jäh wie ein glitzerndes Geschmeide das leuchtendste Bild des nordischen Winterhimmels: der große Bär.

Da hielt Peder seinen Sohn den funkelnden Sternen wie eine Opfergabe entgegen, und als der Pfarrer in die Stube zurücktrat, sagte er zu Frau Elise: „Unser Sohn soll Björnsterne, Bärenstern, heißen. Er soll groß und stark werden und mit seinem Leuchten die Welt überstrahlen." —

Jahre verstrichen wie Vogelflug. Frau Elise genas. Björnsterne wuchs heran, kam zur Schule und auf die Universität. Groß und stark wurde er, wie der Vater es in der Nacht der Geburt gewünscht.

Mit 28 Jahren schrieb er die drei Bauerngeschichten „Synöve Solbakken", „Arne" und „Ein frischer Bursch", die seinen Namen in alle Städte und Dörfer Norwegens trugen. Später wurde man auch im Ausland, in Deutschland vor allem, auf ihn aufmerksam, und sein Ruhm spannte die Fittiche weit.

Der Vater starb 1869. Die Mutter aber erreichte ein gesegnetes Alter.

Seit dem Jahre 1875 lebte der Dichter, der viel gereist war, der Rom und große Teile des Südens gesehen hatte, wieder in Norwegen, und oft besuchte er die Heimat das alte Pfarrhaus, hoch über dem Tal der brausenden Orkla.

Und einmal, als er wieder bei der Mutter saß, die nun bald neunzig Jahre zählte und eine kleine, müde Frau geworden war, fühlte er, es sei wohl das letzte Mal, daß sie so beieinander seien, Mutter und Sohn. Und er dachte, wie sie Freuden und Leiden gar treulich mit ihm geteilt hatte, Schlachten und Siege.

Da wußte der große, starke Mann seine Dankbarkeit nicht besser auszudrücken, als daß er plötzlich das Fenster aufstieß, die Mutter wie ein Kind aus ihrem Lehnstuhl hob und sie dem nordischen Winterhimmel entgegenhielt, wo leuchtend und funkelnd sein Sternbild erstrahlte, der große Bär.

Das Schimpfwörterbuch.

Humoreske von C. Hartenfels.

Man erzählt von Napoleon I., daß er auf der Kriegsschule in Brienne jeden entbehrlichen Sou in Obst angelegt habe. Die Schüler des Gymnasiums in dem rheinischen Städtchen N. hatten zwar mit dem berühmten Korsen körperlich und geistig nur geringe Ähnlichkeit, aber hinsichtlich der Vorliebe für Obst standen sie ihm sehr nahe. Vor dem Gymnasium lag der Marktplatz des Städtchens, auf dem täglich ein reger Gemüse- und Obstverkauf herrschte. So ist es verständlich, daß in der großen Frühstückspause morgens die Gymnasiasten über den Marktplatz schlenderten und nach Maßgabe ihres Taschengeldes ihren Obstbedarf einkauften. Pflaumen waren die Lieblingsfrucht der meisten Sekundaner, die Stammkunden bei Frau Nore waren. Sie hieß eigentlich Eleonore, aber alle kannten sie nur als Frau Nore und redeten sie so an.

Unter den Schülern der Sekunda befand sich ein gewisser Gräfe, der wegen seines Alters und seiner körperlichen Entwicklung über das Sekundanerstadium hinaus war, weil er kaum eine Klasse ohne zweijährige Inanspruchnahme verlassen hatte. Er war so der älteste, der kräftigste, aber auch der gerissenste Schüler der Klasse.

Eines Tages hatte die Schulglocke die Zehn-Uhr-Pause verkündigt, als die ganze Klasse auf den Markt stürmte und den Obststand der Frau Nore umgab. Gräfe kaufte ein Pfund Pflaumen und erlaubte sich bei der Bezahlung die Frage an Frau Nore, ob die Früchte auch nicht madig wären. Frau Nore zuckte zusammen, aus Angst vor ihrem Mundwerk hatte noch selten eine Kundin gewagt, an der Ware zu mäkeln. Und ein solcher Grünschnabel wollte sich das herausnehmen?

„Du willst meine Ware schlecht machen, du Grünschnabel, du Grasaff, du Pinsel?" rasselte Frau Nore ihr reichhaltiges Wörterverzeichnis herab, von dem in keinem Buche des Anstandes und der guten Sitten auch nur ein einziges zu finden gewesen wäre. Männer und Frauen sammelten sich an und hörten belustigt zu.

Gräfe hatte sich vorsichtigerweise einige Meter zurückgezogen, aber dann legte er los. „Du Alpha, Beta, Gamma, Delta, Epsilon, Zeta, Eta, Theta, Kappa, Lambda." Frau Nore blieb vor Staunen offenen Mundes stehen. Wie kam dieser junge Bursche zu diesem Vorrat an prächtigen Schimpfwörtern, die ihr ganz fremd waren und so kräftig klangen?

Gräfe aber redete weiter. „Du My, Ny, Omikron, Pi, Ro, Sigma, Tau!" Frau Nores Gesicht wurde immer länger. Das war ja ein wahres Schimpfgenie, dieser junge Bengel. Der schmetterte weiter: „Du Ypsilon, du Phi, Psi, Omega, du spiritus asper, spiritus lenis, du Oxytonon, Perispomenon!" Dann machte er kehrt und verschwand in der lachenden Zuhörermenge. —

Am andern Morgen hielt sich Gräfe in angemessener Entfernung von Frau Nores Stand. aber diese hatte ihn doch erspäht. Ganz freundlich rief sie: „Komm mal her, Junge, Ich schenk' dir ein Pfund Pflaumen." Gräfe traute dem Frieden nicht, aber als Frau Nore immer weiter rief und er sich im Kreise seiner Mitschüler gedeckt fühlte, kam er näher, worauf Frau Nore sagte: „Sag, Junge, du brauchst keine Angst zu haben, ich tue dir nichts. Ich schenke dir zwei Pfund Pflaumen, wenn du mir die Schimpfwörter aufschreibst. Sie haben mir gut gefallen, die kann ich brauchen."

Gräfe war zunächst über dieses Kaufangebot sprachlos, dann aber erklärte er sich bereit, Frau Nore am nächsten Morgen die Liste mit den Schimpfwörtern gegen Übergabe von zwei Pfund Pflaumen auszuhändigen.

Und er hielt Wort. Pünktlich fand er sich am Stande von Frau Nore ein, übergab in einem Umschlag das Blatt mit den Schimpfwörtern und versicherte, alle aufgeschrieben zu haben. Frau Nore, die gerade stark beschäftigt war, übergab Gräfe zwei Pfund Pflaumen und legte den Brief abseits.

Am nächsten Morgen aber war „dicke Luft" im Gymnasium. Einige Schüler hatten gesehen, daß Frau Nore bei dem Hauswart nach dem Direktor fragte und dann in dessen Zimmer geführt wurde.

Frau Nore erzählte dort mit ihrem ganzen Temperament ausführlich den Sachverhalt und legte dem Direktor dann das Schimpfwörterverzeichnis vor, das der Schüler ihr für zwei Pfund Pflaumen verkauft habe und das nur unleserliche Striche und Schnörkel enthalte. Der sonst so ernste Schulleiter konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er das Blatt betrachtete. „Liebe Frau, können Sie mir einige von den Schimpfwörtern sagen, die der Schüler gebraucht hat?" fragte er.

Und Frau Nore bewies ihr gutes Gedächtnis, indem sie loslegte. „Alte Bete" hat er gesagt, Herr Direktor, „verkapptes Lama, etepetetes Omikon, Signaltau, Vieh, Dromedar, Spirituskasper und Spirituslenchen" hat er mich geschimpft, Herr Direktor, und am Ende hat er noch zwei ganz gewöhnliche Wörter gebraucht. „Ochsentonne" nannte er mich, und das andere war noch gemeiner, ich weiß es nicht mehr."

Der Direktor lachte und meinte dann: „Warten Sie, liebe Frau! Ich werde den Schüler rufen lassen."

Aus der genauen Beschreibung der Mützenfarbe und sonstiger Einzelheiten hatte der Schulleiter schon erkannt, daß nur Gräfe das Karnickel sein konnte.

Wenige Minuten später führte der Hauswart den Sekundaner Gräfe vor, den Frau Nore giftig anfunkelte.

„Gräfe", fragte der Direktor, „wie lauten die Wörter, die Sie auf dem Markt der Frau gegenüber gebraucht haben?" Gräfe meinte mit der unschuldigsten Miene von der Welt, daß er einfach das griechische Alphabet aufgesagt habe. „Liebe Frau", sagte dann der Schulleiter, „der Schüler wird jetzt von dem Blatte die Wörter vorlesen, die er aufgeschrieben hat, und dann sagen Sie mir, ob es dieselben sind, die er auf dem Markte gebraucht hat und die er Ihnen aufschreiben sollte." Gräfe rasselte das ganze griechische Alphabet herunter und vergaß auch den spiritus asper, den spiritus lenis und das Oxytonon nicht.

Frau Nores Mienen hatten sich aufgehellt, als sie wieder die ihr unbekannten Wörter hörte. Dann sagte sie: „Herr Direktor, das sind die Schimpfwörter, die er gebraucht hat und die er mir für zwei Pfund Pflaumen aufschreiben sollte. Aber er gab mir ein Blatt mit einem Gekraxel, das kein anständiger Christenmensch lesen kann. Ich lasse mich nicht foppen und betrügen."

„Liebe Frau", meinte der Direktor, „was der Schüler gesagt hat, steht auch auf dem Blatt. Aber der Sekundaner Gräfe schrieb Ihnen die griechischen Schriftzeichen für das Alphabet auf. Gräfe, Sie werden der Frau die Wörter in der Aussprache mit deutschen Buchstaben aufschreiben und übergeben."

Damit war Frau Nore einverstanden. Am nächsten Morgen erhielt sie ihre griechische Schimpfwörterliste in deutsch geschriebenen Wörtern von einem Mitschüler Gräfes überreicht. Er selber hielt es doch für richtiger, sich abseits zu halten. Frau Nore soll den Ankauf nie bedauert haben, denn sie hat später in Wortgefechten häufig von ihrem griechischen Sprachschatz Gebrauch gemacht.

Die Rache der Zuidersee.

Gewichtsverschiebungen der Erde als Ursache der Rheinland-Erdbeben.

Die Erdbebenwarte in Bochum hat wiederum zwei kleine Beben registriert, von denen das erste in der Gegend von Essen auch von den Ortseinwohnern deutlich verspürt wurde. Die Meßinstrumente der Bochumer seismographischen Station konnten diesmal einwandfrei feststellen, daß der Herd der Erschütterung etwa 125 Kilometer von der Warte entfernt lag. Diese Beobachtung läßt die Vermutung aufkommen, daß die tektonischen Störungen im Rheinlande, einem Gebiete, das seit Menschengedenken von solchen Erscheinungen nichts wußte, auf die Trockenlegung und Abdämmung der Zuidersee zurückzuführen seien.

Diese sensationelle Hypothese wird durch die Beobachtungen der niederländischen Erdbebenwarten bestätigt. Nach Meldungen holländischer Blätter liegt der Herd der plötzlichen tektonischen Störungen tatsächlich in Holland. Der Direktor der holländischen seismographischen Station De Bilt bestreitet die Ansicht, daß die letzten Erdbeben im Rheinlande vulkanischen Ursprungs seien und weist daraufhin, **daß durch gewaltige Gewichtsverschiebungen der Erde, die durch das Auspumpen der Zuidersee verursacht wurden, das Gleichgewicht der Erdrinde eine empfindsame Störung erfuhr.**

Es ist interessant, in diesem Zusammenhange darauf hinzuweisen, daß schon vor drei Jahren amerikanische Seismologen ihrer Befürchtung Ausdruck gaben, daß die infolge der Trockenlegung der Zuidersee eintretenden Gewichtsverlagerungen der Erde zu verschiedenen Erdbewegungen in den angrenzenden Gebieten führen könnten. Die Zuidersee rächt sich, die Erde wehrt sich gegen den Eingriff der Menschenhand, die sich erdreistet hatte, die Schöpfungsgeschichte zu korrigieren! Diese aufsehenerregende Feststellung lenkt erneut die allgemeine Aufmerksamkeit auf die gigantischen Arbeiten der Entwässerung der Zuidersee, die im Jahre 1920 ihren Anfang nahmen und zum großen Teil bereits dem erfolgreichen Abschluß entgegengeführt werden konnten.

Die Trockenlegung der Zuidersee ist das nationale niederländische Heldenepos der Gegenwart. Während die großen europäischen Nationen sich im Weltkriege gegenseitig zerfleischten, faßte die Niederländische Regierung den Entschluß, hunderte von Millionen dem friedlichen Werke der Bezwingung der Naturgewalten zu opfern.

Vor etwa sechs Jahrhunderten nahm die Nordsee in einer Sturmnacht von dem tiefer als dem Meeresspiegel gelegenen Küstenland Besitz, und als sie wieder zurücktrat, stellte die Bevölkerung der Niederlande mit Entsetzen fest, daß eine ganze Provinz, die etwa ein Zehntel der gesamten Bodenfläche der Niederlande ausmachte, unter Wasser geblieben war. Das Durcheinander von kleinen Seen und Flußläufen verwandelte sich buchstäblich über Nacht in eine unübersehbare einzige Wasserfläche, die seither den Namen Zuidersee führte.

Es läßt sich nicht mehr mit Genauigkeit feststellen, in welcher Zeit zum ersten Male die Möglichkeit einer Trockenlegung dieses großen holländischen Binnenmeeres ins Auge gefaßt wurde. Vermutlich wurden schon im späten Mittelalter entsprechende Pläne erörtert. Die ungeheuren finanziellen und technischen Schwierigkeiten waren es, die im Laufe der Jahrhunderte die Verwirklichung dieses Projektes verhinderten. Erst unser mit den Errungenschaften der modernen Technik ausgerüstetes Zeitalter vermochte es, diese gewaltige Aufgabe praktisch zu lösen. Zurzeit sind schon über 10 000 Quadratkilometer Fläche trocken gelegt. Freilich übersteigen die Aufwendungen den ursprünglichen Kostenvoranschlag von 300 Millionen Gulden fast um das Dreifache. Die Arbeiten an der Entwässerung der Zuidersee verschlangen bis jetzt mehr als 1,6 Milliarden Mark.

Die Skepsis gewisser Kreise und die Befürchtungen, daß der vom Meeressalz durchtränkte Boden der Zuidersee sich für Bebauungszwecke nicht eignen würde, erwiesen sich als nicht stichhaltig. Verschiedene Entsalzungsmethoden gelangten zur Anwendung, so daß die Bebauung und Urbarmachung der trockengelegten Fläche praktisch gesichert zu sein scheint.

Bei der Inangriffnahme und der Durchführung des großen Zivilisationswerkes konnte freilich niemand auf den Gedanken kommen, daß durch den Fortfall des auf der Erdoberfläche lastenden Druckes der riesigen Wassermengen der Zuidersee Erschütterungen der Erdrinde in den benachbarten Gebieten zu befürchten seien. Während der Mensch seine Hand ausstreckt, um die Natur zu beherrschen, wird er, der stolze homo sapiens, immer wieder zum Spielzeug der Naturgewalt.



Lustige Ecke



* **Gut gesagt.** „Denke dir, mein Mann hat mir einen Pelz, ein Kostüm und ein Auto geschenkt — er kann nämlich meine Tränen nicht sehen."

„Ja, ja — heuer ist ein gutes Weinjahr."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.